

Auszug aus:

EISEL, U. (2009): Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier. BELINA, B.; MICHEL, B. UND WISSEN, M. [Hrsg.]: Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis, Band 5, Münster, S. 146-171.

Originalpublikation:

EISEL, U. (1981): Zum Paradigmenwechsel in der Geographie. Über den Sinn, die Entstehung und die Konstruktion des sozialgeographischen Funktionalismus. Geographica Helvetica 36. Jg., H. 4, S. 176-190.

Zum Paradigmenwechsel in der Geographie Über den Sinn, die Entstehung und die Konstruktion des sozialgeographischen Funktionalismus*

Der Paradigmenwechsel wurde zuerst in Mitteleuropa allgemein bekannt und populär unter dem Namen „quantitative Revolution“. Es gab zwar den Aufsatz von Fred Schaefer schon in den 1950er Jahren und William Bunges Buch über theoretische Geographie Anfang der 1960er Jahre, so daß jedermann spätestens zu diesem Zeitpunkt einen philosophischen Begriff von den zur Diskussion stehenden Positionen hätte haben können; aber noch Ende der 1960er Jahre erfuhr ich zu Beginn meines Studiums, daß es um den Angriff der Quantifizierer auf das hehre qualitative Wissen gehe (oder den Angriff der Problemlöser auf die Wahrheitsfinder).

Daran ist natürlich richtig, daß die quantitativen Methoden die Spitze des erfahrungswissenschaftlichen Eisbergs waren, der da auf die gute alte Geographie über den Atlantik zugeschwommen kam. Sie sind der forschungspraktische Ausdruck der metatheoretischen Position, daß es eine Einheit – und nicht einen Dualismus – des Wissens gibt, und daß die bisher exakteste Behandlung dieses Wissens in der Physik entwickelt wurde. Das läuft darauf hinaus, daß es eine einheitliche Struktur der natürlichen und gesellschaftlichen Realität gibt, nämlich ihre „Einheit“ als energieverbrauchendes Bewegungssystem. Das klingt merkwürdig, ist aber die Position der „Einheit der Welt“ als Natur, jene Position, wie sie in der Sozialphysik am schärfsten formuliert worden war und von dort aus auch Einfluß auf die Geographie genommen hatte.

*In der Geographie ist diese Sozialphysik der Kern des sogenannten *spatial approach*, in welchem regionale Muster durch Theorien der Bewegung von sozialen Massenteilchen erklärt werden sollten. Im *spatial approach* wird also die Welt als mechanisches Bewegungssystem betrachtet und „*spatial*“ kann der Ansatz in der Geographie genannt werden, weil „Bewegung“ als Prozeß, der gesetzmäßig beschreibbar ist, eine geeignete Abstraktion für alle Verbreitungsvorgänge bietet, die schon immer Gegenstand der Geographie gewesen waren. Diese Art der Konstitution einer einheitlichen und gesetzmäßig erfassbaren Realität kann also auf die Anwendbarkeit der quantitativen Methoden vertrauen, weil sie einfach die Gesamtheit der Realität (Natur und Gesellschaft) als Natur im Sinne der neuzeitlichen Naturwissenschaft betrachtet, d.h. unter Abstraktion von aller konkreten Phänomenologie als abstraktes*

* Vortrag am Geographischen Institut der Universität Zürich im Jahre 1981.

System von Kraftausübung, Energiefluß usw. Den raumzeitlichen Bewegungen der Massenteile in der Mechanik entspricht das „räumliche Verhalten“ der Menschen, den Anziehungs- und Zentrifugalkräften die Oberfläche räumlich-gesellschaftlicher Potentiale.

Dies markiert den sogenannten Paradigmenwechsel in seiner ersten Phase, denn diese Vorstellung und Wissenschaftspraxis ist das Gegenteil der sogenannten idiographischen Auffassung von der Welt, und diese war bis dahin die Basis der klassischen Geographie.

Die idiographische Weltperspektive geht von der Einmaligkeit jeder regionalen Konstellation des Zusammenhangs zwischen Mensch und Natur aus. Auf dieser Ebene wurde immer in der Krise der Geographie gestritten – aber wichtiger ist der philosophische Hintergrund dieser Auffassung. Hinter ihr steht abermals ein Konzept einer Einheit der Welt, nämlich das der Einheit als einer konkret entwickelten Harmonie in den Beziehungen einer einmaligen Lebenswelt.

In dieser Welt gibt es natürlich keinen Platz für Methoden, deren Anwendung die universelle Gleichartigkeit von allgemeinen Strukturen im Sinn der Physik und Sozialphysik voraussetzt. Das idiographische Weltbild enthält dagegen die Vorstellung der Allgemeinheit als Erfüllung einer optimalen Zweckmäßigkeit im Einzelfalle, also das, was in der Landschaftskunde eine einzelne konkrete Ganzheit von Teilen ist. (Darauf will Carol übrigens verzichten, und damit gibt er das Beste auf, was die Landschaftskunde zu bieten hat – ihren Sinn als Ontologie.) Es stehen hierbei somit zwei fundamentale Prinzipien gegeneinander: Universalisierung durch Verallgemeinerung gegen Universalisierung durch ideale Vereinzelung oder: das Prinzip Fortschritt gegen das Prinzip Glück.

Sind wir im Moment eigentlich noch mit Geographie beschäftigt? Im Paradigmenwechsel stehen „Weltbilder“ gegeneinander, und wenn man das Ausmaß der Revolution verstehen will, muß man die geographischen Metatheorien des *spatial approach* und der idiographischen Länderkunde auf ihren philosophischen Sinn reduzieren.

Was aber ist der *gesellschaftliche* Sinn dieser *Philosophien*? Ich will das ganz knapp in Verbindung mit der Geographie darstellen. Beide Weltbilder sind Vorstellungen vom Verhältnis Mensch-Natur. Auch die neuzeitliche Geographie beginnt innerhalb der philosophischen Anthropologie und der kosmologischen Spekulation ihre theoretische Karriere. Die Erdkunde hat den praktischen Auftrag, von der Erde zu künden, indem sie sie säuberlich nach unterscheidbaren Regionen klassifiziert. Sie entstand also als klassifizierende Regional- bzw. Raumwissenschaft und zugleich als eine theoretische Spekulation über das Mensch-Natur-Verhältnis. Daher ist zu erwarten, daß ihre einzelnen Konzepte von Raum, Region, Land, Landschaft usw. zugleich Konzepte vom Mensch-Natur-Verhältnis, also Gesellschaftstheorien oder politische Philosophien, waren und sind.

Die idiographische Länderkunde mit ihren Objektbegriffen Land und Landschaft faßt die Welt als einen Anpassungszusammenhang auf, der von der Natur bestimmt ist, in welchem allerdings die Gesellschaften sich durch die tätige Auseinandersetzung mit dieser Natur von ihr emanzipieren. Gleichwohl tendiert dieser Loslösungsprozeß zu einer harmonischen Einheit zwischen beiden, in der die natürliche Umwelt und die Gesellschaft die für diesen Raum optimale Balance gefunden haben. Der Geodeterminismus, der in dieser idiographischen Position enthalten ist, behauptet also nicht, daß die Kultur von der Natur bestimmt wird (unmittelbar ableitbar ist), sondern, daß es so etwas wie ein spezielles Optimum von harmonischer Balance in diesem Loslösungsprozeß für jeden Lebensraum gibt, also, daß die Art der Loslösung der Gesellschaft von der Natur für eine Region typisch ist und ebenso die Art ihres Rückbezugs auf die Natur. Mit anderen Worten: Es gibt eine je spezifische Form der Anpassung an die äußere und innere Natur *als Emanzipation von* ihr und die strebt, da sie ein konkretes Verhältnis zu einer bestimmten Umwelt ist, auf einen konkreten einmaligen Idealzustand zu. Tut sie das nicht, liegt Borniertheit (Nicht-ausschöpfen der natürlichen Möglichkeiten) oder Vermessenheit (Vergewaltigen der natürlichen Möglichkeiten) vor – was letztlich dasselbe ist.

Damit ist die geographische Utopie von einem „Land“, später von einer „Landschaft“, beschrieben. Konkrete, individuelle Einheiten, in denen der Mensch sich durch Arbeit von der Natur löst, Kultur ausbildet und in dieser Kultur und den Arbeitsweisen dennoch das vernünftigste, weil maßvolle Verhältnis zu seiner konkreten Umgebung erkennen läßt. Er wird nicht von der umgebenden Natur bestimmt, sondern benutzt *bewußt* deren spezifische Eigenart als Maß des Möglichen. Diese Utopie entspricht – im Ideal – der Realität, mit der es die anfängliche geographische Beobachtung zu tun hatte, denn all die sogenannten primitiven Gesellschaften der außereuropäischen Welt und die Feudalgesellschaften Europas können – idealtypisch – so verstanden werden. In diesen Gesellschaften gibt es wenig Anzeichen und reale Formen der materiellen Überschreitung ihrer Lebensräume, d.h., ihre Produktionsweisen tendieren nicht immanent auf eine universelle Realisierung.

Dieses Weltbild ist unfähig, die industrielle Arbeitsteilung mit allen ihren Folgeerscheinungen zu begreifen, es sei denn negativ als Kritik der Abstraktheit, die in der universellen Überwindung und Überforderung aller individuellen, harmonischen Lebensräume liegt. Diese Haltung ist bekannt als sogenannte konservative Kulturkritik. Dem Fortschritt der Produktionsformen mittels komplexer Kraft- und Werkzeugmaschinen (die jede Arbeitsverrichtung nach Gesetzen der Physik als *allgemein* menschliche simulieren) sowie der universellen Expansion dieser Produktionsweise, steht die Idee der individuellen, konkreten, sozusagen anschiessamen Auseinandersetzung mit der Natur im Einzelfalle eines typischen Landstriches diametral entgegen. „Raum“ heißt in diesem klassischen Paradigma „konkreter Raum“, und der Begriff deckt die Vorstellung konkreter, lebensweltlich erfäßbarer Natur und,

damit verbunden, konkreter „innerer“ menschlicher Natur (Arbeits- und Sozialformen) ab. Die Subjekte und ihre Gesellschaft sind zivilisiert bzw. haben Kultur durch intelligentes Befolgen der Regeln ihres Raumes; das ist „Autonomie“ durch *bewusste* Unterordnung – das paradoxe Zentrum der konservativen Gesellschaftslehre.

Industrielle Arbeitsteilung, universeller Weltmarkt, das autonome bürgerliche Individuum, das souveräne Volk, der freie Wähler, die Stadt mit ihren Sozialformen, das sind Realitäten, die, wenn schon nicht zu leugnen, so doch nur als Dekadenz gedacht werden können, denn sie sind alle Dimensionen eines Prozesses, der von konkreter Natur abstrahiert und singuläre Räume negiert. Dieser Prozeß ist die *Realität* des Rekurses auf abstrakte Natur, so wie wir es *theoretisch* aus der Physik kennen. Er hat seine Basis im Mensch-Natur-Verhältnis der maschinellen Fabrikarbeit. Diese praktische Abstraktion von konkreter Natur, die von Europa aus geschichtsbestimmend geworden war, impliziert – verglichen mit dem geographischen „Land“ – einen abstrakten Begriff von Raum als allgemeinem Strukturmuster und eine Vorstellung von der Einheit der Welt in abstrakter Natur.

Damit sind wir wieder bei der Sozialphysik und bei den *patterns* des *spatial approach* angelangt, also bei dem, wovon das alte Paradigma abgelöst wurde, bzw. wir sind bei der Realität, die diesen Wechsel trägt, durchsetzt und verständlich macht. Dieser ersten Revolution ist eine weitere gefolgt, die sich *behavioral revolution* nennt. Diese Phase brauche ich nicht weiter abzuleiten, sie ist bereits im bisher Gesagten angedeutet: Der Begriff vom konkreten Raum enthält ja sowohl die konkrete Natur als auch das sich konkret anpassende Subjekt, und dem steht das euphorisch an die Spitze der Aufklärung gestellte, freie, gleiche, also im ganzen autonom durch seinen Willen Geschichte machende Subjekt entgegen. Das historische (und immer auch regionale) Primat der konkreten Natur des idiographischen Weltbildes geht auf das historische Primat des autonomen Subjekts über. In dieser Subjektphilosophie ist der Loslösungsprozeß der Subjekte aus juristischer, ökonomischer und sozialer Naturwüchsigkeit der Verhältnisse reflektiert: Die natürliche Leibeigenschaft, die Dominanz der bäuerlichen und handwerklichen Produktion und die Großfamilie gehen durch eine Revolution in die historische und strukturelle Dominanz der freien Lohnarbeit in der industriellen Produktion mit städtischen Lebensformen über. Diesen Aspekt der industriellen Realität und des aufklärerischen Weltbildes vollzieht das neue Paradigma der Geographie in der Verhaltensgeographie und Wahrnehmungsgeographie nach: Die Handlungen des Subjekts werden nicht davon bestimmt, wie die Welt ist, sondern was es von ihr denkt, und zu untersuchen sind die *mental maps*, die vor den Handlungen liegen, wenn man die Struktur von Regionen erklären oder gar prognostizieren will. Damit ist das Paradigma von Herder und Ritter gegenstandslos.

Sie haben im Seminar ausführlich eine Arbeit und überhaupt den Ansatz von Hans Carol besprochen. Ich will jetzt nicht inhaltlich daran anknüpfen, sondern nur einen groben Hinweis geben, wie ich seine Stellung im Paradigma einschätze.

Es ist Ihnen sicher nicht entgangen, wie Carol sich im alten Paradigma windet, und wie seine zur Bewahrung der guten alten Tradition gemachten Vorschläge den ganzen Widerspruch des Paradigmenwechsels abbilden. Carol versucht – mit einer etwas privaten Wissenschaftstheorie – die realistische Landschaftskunde nominalistisch zu interpretieren. Er mischt die regionalklassifizierende Aufgabe und den prinzipiell in Schichten gedachten sowie in Typen nach dem Mosaiksteinchen-Verfahren gegliederten Gegenstandsbereich der Geographie mit einem radikalen Plädoyer für problemabhängige Festlegung von regionalen Einheiten. „Er windet sich“, sage ich deshalb, weil natürlich seine Lösungen wie z.B. die Trennung in sogenannte Formale und Funktionale und die Liste der regionalen Typisierungseinheiten fast vollständig in der Tradition der Geographie stecken bleiben, obwohl sie in einem anderen Sinne auch mit ihr brechen. Es fehlt der Hintergrund der erfahrungswissenschaftlichen Philosophie, mit dem die nominalistische Attitüde in eine konsistente Heuristik übersetzt werden könnte (etwa im Sinne von Bartels' Habilitationsschrift). So bleibt diese Attitüde eher ein *pragmatischer* Einwand *im* alten Paradigma, als daß sie ein weiterreichender Angriff wäre – *auch wenn* das Fundament des Paradigmas explizit angegriffen wird: nämlich das Realobjekt Landschaft als ganzheitliche Region. Carol *hat* schon irgendwie das neue Paradigma, aber er *begründet* es noch völlig anachronistisch mittels der Denkweise des alten Paradigmas, er „beherrscht“ es noch nicht. Die Geographie wird dadurch forschungspraktisch flexibler in der Übernahme von Arbeitsaufträgen, aber sie wird zugleich theoretisch und forschungslogisch diffuser – eine durchaus normale Sache in Zeiten wissenschaftlicher Revolutionen.

Ich habe zu zeigen versucht, daß in diesem Paradigmenwechsel zwei gegeneinander gerichtete Gesellschaftstheorien und politische Philosophien sich ablösen. Die lange Geschichte der „Normalwissenschaft“ des klassischen Paradigmas kann man dabei als permanente, immanente Umstrukturierung des Paradigmas im Sinne einer Kombination der beiden Weltbilder mit zunehmender Dominanz des aufklärerischen Konzepts verstehen.

Und genau in diesem Sinne spiegelt Carols Einteilung in autochthone „Formale“ und allochthone „Funktionale“ den Stand des gemischten Paradigmas in einem Endstadium. Die Formale sind mit „autochthones Beziehungsgefüge gleichartigen Charakters“ identifiziert. Das weist auf noch immer vorhandene idiographische Vorstellungen hin. Die Funktionale dagegen repräsentieren die gesamte subjektive oder gesellschaftliche Seite und diese deckt sich regional nicht mehr mit den autochthonen Einheiten, gehorcht einer eigenen, von konkreter Natur losgelösten Logik und Dynamik.

Carol hat also noch das „Grenzproblem“ der Geographen bzw. er formuliert sein dem neueren Paradigma angehörendes Anliegen in diesem traditionellen Problemzusammenhang. So sitzt er zwischen allen Stühlen, denn das neue Paradigma kennt dieses Problem nicht mehr (und seine Vertreter würden mit den Schultern zucken oder

vielleicht vorschlagen, es als Diffusion von Neuerungen zu formulieren), während man im alten Paradigma Carols Lösung des Problems nicht akzeptieren kann.

Ich möchte auch noch darauf hinweisen, daß der Widerspruch zwischen solchen „natürlichen“ und pragmatisch begrenzten Regionen in der Geographie kein neuer Gedanke ist, laut Bobek wurde er von Sieger zum ersten Mal geäußert, und wir kennen z.B. die Unterscheidung zwischen „Charakterlandschaften“ und „Zwecklandschaften“ durch Vogel. Damals ging es dabei letztlich immer um eine Diskussion über sogenannte natürliche und künstliche politische Grenzen. Im nationalistischen Kontext gab es den ersten radikalen Subjektivismus in der Geographie; es sollte nämlich legitimiert werden, daß, selbst wenn es so etwas wie harmonische, ganzheitliche Landschaftscharaktere und -organismen geben sollte, das Wesentliche die zweckmäßige Ergänzung des eigenen Nationalstaats um weitere Gebiete nach wirtschaftlichen, verkehrstechnischen und militärischen Gesichtspunkten war. „Natürlich“ war, was einem Herrenvolk zur Wahrung seiner Autarkie nützte, nicht, was in angestammter Harmonie zwischen Natur und Volksgruppen existierte. (Gegen diesen subjektivistischen Naturalismus war die orthodoxe, realistische Landschaftskunde ein wichtiges Bollwerk aus dem konservativen Lager.) Bei Carol hat das gleiche Konzept diesen Kontext natürlich nicht mehr. Hier ist es die einzelne autochthone Bezirke überlagernde Funktionsweise des Industriezeitalters in ihren unterschiedlichen Organisationsniveaus und -reichweiten, die den Widerspruch zwischen idiographischer Tradition und der Einheit der Welt in abstrakter Natur trägt.

Den Wechsel in seiner gesellschaftstheoretischen und politischen Bedeutung zu verstehen, ist das, was uns bisher beschäftigt hat. Aber damit ist nicht erfaßt, wie nun ganz bestimmte Einzeltheorien eines Paradigmas als politische Philosophie funktionieren, d.h. wie sie als konkretere, detaillierte Gesellschaftstheorie eine historische Phase der Realität in ihrer Struktur abbilden.

Ich möchte daher nun nicht weiter systematisch die Varianten der Mischung dieser Weltbilder schildern, sondern ich möchte in einem zweiten Teil zeigen, wie höchst konkrete *politische Reflexion* auf *theoretische Abstrakta* reduziert wird und möchte somit endlich zur Diskussion über die Gesellschaftstheorien in der Geographie übergehen.

Dabei gehe ich allerdings wieder von einem Aspekt der Verbindung dieser Weltbilder aus, und zwar von einem, den ich bisher nicht behandelt habe und unter dem wir heute in der modernen Sozialgeographie noch immer zu leiden haben: Wir hatten gesagt, daß die jeweilige Paradigmenvariante immer eine Mischung aus dem konservativen, idiographischen, anti-industriellen Weltbild und dem aufgeklärten Weltbild sein mußte. Daß die Subjekte (die Menschen) als autonome die Welt frei gestalten können sollten, daß dies aber im klassischen Paradigma immer vom Standpunkt des letzten Primats irgendeiner konkreten Natur aus formuliert werden

mußte. (Der innergeographische Begriff, der dieses Problem des Paradigmas als Entwicklungsphase der Tradition kennzeichnet, ist „Possibilismus“.) Daher mußte auch die Reduktion der differenzierten Widerspiegelung einer Phase der Realität auf allgemeine Abstrakta so weit gehen, daß die verbleibende Aussage in beiden sich gegenüberstehenden und konkret vermischten Weltbildern Geltung beanspruchen konnte – d.h. jeweils sinnvoll interpretierbar war.

Damit wird dann natürlich jeder spezifische Sinn, d.h. jeder theoretische Kontext, eliminiert. Der Zwang zur Reduktion führt auf eine Ebene, die unterhalb derjenigen der Weltbilder (und das sind ja eigentlich Klassenpositionen) liegt; und das wiederum führt zu dieser gut bekannten Trivialität der geographischen Theorie, sobald sie allgemein zu werden versucht. Dies fällt den Vertretern der Geographie aber meist gar nicht auf, weil sie diese sinnentleerten Kernaussagen immer schon in einem theoretischen Kontext – dem ihrer „Schule“ – denken und empfinden. Dieses Abstraktum ist die allseits bekannte Aussage: „Der Mensch verhält sich (handelt)“ bzw. er „verhält sich räumlich“ und dies zum Zweck der Anpassung. Diese Aussage wird ja immer mit Theoriebildung verwechselt, vor allem in der neuen Verhaltensgeographie. (Ich würde übrigens die Behauptung wagen, daß es die Eigenart der jüngeren Münchner Schule der Sozialgeographie ist, daß sie diese Kernaussage *tatsächlich* so blank und kontextlos zu denken und zu verwenden sucht, bzw. ihre Spezifizierung mittels der Daseinsgrundfunktionen ist ein gelungener Versuch, eine leere Aussage leer (traditionsfrei) zu präzisieren. Daraus folgt ihre theoretische Nutzlosigkeit und ihre praktische Nützlichkeit im karrierepolitischen Bereich und im Bereich politischer Ideologien.) Ich werde jetzt als Beispiel dafür, wie die Logik eines solchen Reduktionsprozesses funktioniert, zwei Etappen der Paradigmenentwicklung der Sozialgeographie und das Konzept der Daseinsgrundfunktionen im soeben angedeuteten Sinne charakterisieren: Wie reflektiert eine wichtige theoretische Konzeption des modernen Paradigmas die gesellschaftliche Realität durch Reduktion auf theoretische Abstrakta, wie geht dabei eine politische Position in die Konzeption ein, und wie wird diese Position im Reduktionsprozeß zugleich wieder verschleiert?

Die funktionalistische Sozialgeographie ist im Schoße der Kulturlandschaftskunde entstanden. Ich will jetzt hier nicht den immanenten Sinn und die äußeren Daten der Herausbildung des geographischen Funktionalismus verfolgen, sondern mich auf den Zustand der Theoriebildung beziehen, wie er in der Kontroverse zwischen Bobek und Otremba um das Jahr 1962 vorliegt und in der Münchner Schule wirksam wird. Die Anthropogeographie hat bis dahin ihren Paradigmenkern „konkreter Raum“ und die Betrachtung der Gesellschaft als konkreten Anpassungstypus in einem solchen Raum an die Dynamik der industriekapitalistischen Entwicklung angeglichen. Denn die ist ja gerade dadurch gekennzeichnet, daß der Fortschritt in der Produktionsweise über den Weltmarkt und die Vorstöße der Industrie in die Entwicklungsländer zu Recht nicht mehr den Eindruck hinterlassen, als sei die

Mensch-Natur-Auseinandersetzung auf Entwicklung einmaliger, unverwechselbarer Lebensräume und -verhältnisse eingespielt, sondern eher auf das Gegenteil.

Bobek konstruiert den Kompromiß zwischen konkreter Naturanpassung und industrieller Naturbeherrschung als Kompromiß zwischen Anpassung durch die Landarbeit und Fortschritt durch den abendländischen Geist, der in den Städten die Industrie gebar.

Es ist schon hier, im Grundansatz, deutlich, daß industrielle *Produktion*, also das, was dem konservativen geographischen Paradigma solche Schwierigkeiten macht, nicht mit Bezug auf das Mensch-Natur-Verhältnis „Arbeit“ ins Paradigma integriert ist, sondern den alten idiographischen Paradigmenkern ungeschoren läßt. Der lebt weiter in jenem als „primäre Lebensform“ gekennzeichneten Landleben, das dem alten idiographischen Ideal noch am nächsten scheint. Das Konzept von „Fortschritt“, das eine Wissenschaft, die nunmehr auch der Industrie, der Aufklärung sowie dem rationalen Subjekt verpflichtet ist, ja entwickeln muß, wird als „sekundäre Lebensform“ der Städter hinzugefügt. In diesem Bereich ist die Arbeit also „sekundär“, obwohl ja die Industrie gerade eine Revolution in der *Produktion* ist; die Arbeit verschwindet bei Bobek hinter der Komplexität des Lebens als städtischer Kultur.

Woher kommt diese merkwürdige Verschiebung (oder auch Verschleierung)?

Zunächst kann damit das idiographische Paradigma *noch immer* im Kern aufrechterhalten werden, obwohl ein Konzept besteht, die industrielle Realität als Sozialform und Landschaftsbild empirisch zu registrieren. Die Konstruktion ist also eine schlaue Befestigung des Paradigmas, eine Verbesserung der positiven Heuristik in einer degenerativen Phase, würde Lakatos sagen, denn der sogenannte Schutzgürtel des Paradigmenkerns wurde so verändert, daß die Empirie dem Kern abermals nichts anhaben kann. Zudem gibt es eine inhaltliche Seite der Begründung. Die industrielle Produktionsweise ist durch die sogenannte „Verwissenschaftlichung der Produktion“ gekennzeichnet. Entstehung und Ausweitung der sogenannten großen Maschinerie sind identisch mit dem Eindringen der Physik in die Produktion. Bobek nennt dies das Eindringen von „Rechenhaftigkeit“ und „Rationalität“ in die Produktion und spielt damit primär auf die formale Basis der Physik, auf die 2-wertige Logik und die Mathematik an. Er beschreibt richtig, wie beide in der Tausch- und Herrschaftssphäre der orientalischen Produktionsweise entstehen und dort zwar zu einem arrivierten System des Warenverkehrs führen, aber keine Verbindung mit der Produktion eingehen.

Das heißt, die Prinzipien des Äquivalententauschs im Warenverkehr bilden einen bestimmten Typus der Vernünftigkeit und der Quantifizierung aus, der durch die Abstraktion vom konkreten Inhalt der Dinge gekennzeichnet ist. Wenn man Kühe gegen Weizen tauschen will, muß man einen vom Gebrauch der Kühe und des Weizens, also einen von ihrer konkreten Naturform unabhängigen Wert, feststellen können, um sie ins Verhältnis setzen zu können: ihren Geld- oder auch Tauschwert als allgemeinen abstrakten Wert.

Diese Abstraktionsform von gegenständlicher Natur, die in der Sphäre der Nicht-Natur, nämlich in der gesellschaftlichen Zirkulationssphäre, entsteht, ergreift als „europäischer Geist“ die Produktion, weil nur die Trennung von ländlicher Herrschaft (bei relativ schwacher Zentralgewalt und Bürokratie) und städtischem Handel und Gewerbe die Verbindung von unabhängigem Handelskapital und produzierendem Gewerbe ermöglicht.

Aber was verbirgt sich hinter dem Eindringen der Rechenhaftigkeit der Tauschsphäre in die Produktion?

Die Übertragung des Geldkalküls auf die Produktion benötigt eine Wissenschaft, die diesem Kalkül den *Produktionszusammenhang* zwischen Subjekt und Natur zugänglich macht. Diese Wissenschaft ist die Physik, denn sie behandelte als neuzeitliche die Natur als System von Bewegung und Kraftausübung. Diese Übertragung ist der Prozeß, der die Ressourcen, die Arbeitsmittel und die ausübende „lebendige Arbeit“ in der Produktion einheitlich zu beschreiben und zu simulieren erlaubt, und zwar unter Abstraktion sowohl von der konkreten Natur der Dinge (Blumen, Steine, Wind) als auch von der konkreten Natur der Arbeitssubjekte (Fähigkeiten, Geschicklichkeit, Neigung): die Wertform der Natur und der Arbeit (oder auch deren ökonomische Form als konstantes bzw. variables Kapital). Und *realen* Eingang in die Produktionstätigkeit kann dieses *Wissen* nur durch die *maschinelle* Verbesserung und Organisation der *Tätigkeiten* finden. Dazu wiederum müssen diese komplexen Produktionstätigkeiten geteilt und standardisiert werden. Das heißt, die Arbeit in ihrer bislang fortschrittlichsten Verausgabungsform wird nach Maßgabe der mathematisch-physikalischen Abstraktion von komplexen, konkreten Naturprozessen organisiert; die „lebendige Arbeit“ wird der Maschine „angehängt“.

So ist dann der sogenannte „Geist“ der orientalischen Warenrationalität in europäischer Form endlich in die Produktion eingedrungen. Die nun entstehende technologische Revolution in der Produktion verdrängt zunehmend die schöpferischen Funktionen komplexer Arbeitstätigkeit. „Fortschritt“ *im Sinne von industriellem Wachstum* ist gebunden an die Diffusion dieses „Geistes“ in alle Produktionsbereiche und wird ökonomische Bedingung der Systemstabilität – also das Wesentliche für das System. Daß Fortschritt in Wissenschaft und Technologie nur realer gesellschaftlicher Fortschritt als Arbeitsteilung wird und daß Arbeitsteilung immer noch *Arbeit* teilt, tritt in den Hintergrund.

Die Form der Abstraktion von konkreter Natur überzieht die Produktion, bildet das städtische Verhalten und Leben aus (Öffentlichkeit und Privatheit werden abstrakt getrennte Bereiche), personelle Herrschaft wird durch die formale Demokratie abgelöst, spontane Kinder werden in den sogenannten „Tugenden der Industriosität“ durch Schulen (und später durch die Kleinfamilie) erzogen usw. – kurz, dieser Prozeß bildet eine ganze „Kultur“ aus, die einem einheitlichen „Geist“ der Abstraktion von Natürlichkeit gehorcht; und all dies sitzt gewissermaßen auf dem Bauern, der seinen

Acker pflügt, auf. *Dort* findet auf den ersten Blick noch Mensch-Natur-Auseinandersetzung statt. Und das ist für Geographen höchst plausibel sowie eine Priorität, da die Geographie einen solchen Begriff von Mensch-Natur-Zusammenhang ja schon immer hatte. Die Produkte der industriellen Produktion sind eigentlich nicht so etwas wie eine Kartoffel, sondern technischer (und daher letztlich unnötiger) Plunder und sekundär. Ich möchte dagegen festhalten, daß wertbildende Arbeit Formveränderung der Natur ist und daß eine Elektrogitarre umgeformte Natur ist.

Dieser Verdrängung der lebendigen Arbeit in der Fabrikarbeit aus dem Bewußtsein, die ja etwas von dem zunehmenden Entfremdungsprozeß dieser Arbeit reflektiert, nur eben unter falscher Überbetonung der Fortschrittsfunktion des sogenannten Geistes in der *wissenschaftlichen Teilung* der Arbeit zuungunsten der Verausgabung der geteilten Arbeit als subjektive Kraft, entspricht die Verdrängung der Vorstellung von Herrschaft innerhalb der Industriegesellschaft: Im Orient war dieser Geist ja Bestandteil einer sogenannten „raffgierigen“ Ausbeutungsmentalität gewesen, die durch „Raub“ der Produkte der Arbeitskraft gesellschaftlichen Reichtum privat angehäuft hatte. Solche räuberische Ausbeutung kann nur mittels unmittelbarer Herrschaft gesichert werden, so wie Bobek das in der orientalischen Produktionsweise hat studieren können. Und er sieht diese Ausbeutungsmentalität auf die feudale Gesellschaft übertragen und dort in die Produktion eindringen. Aber dabei verschwindet dem Anschein nach jene Herrschaftsfunktion, die die Arbeit zur Ausbeutung macht. Diese Ausbeutungsmentalität wird in den europäischen Städten gefiltert und erreicht die Welt der Arbeit als „rationaler Geist“. Daraus erklärt sich scheinbar die dem Industriezeitalter angeblich immanente Tendenz, Ausbeutung abzuschaffen, denn Ausbeutung war ja „Rechenhaftigkeit“ in der Tauschsphäre plus despotischer Herrschaft und Räuberei gewesen. Bobek sieht nun die Revolution in dieser Produktion stattfinden, nachdem die Rechenhaftigkeit der orientalischen Ausbeuter in der Form der geläuterten Wissenschaft in sie eindringt, und er kümmert sich nicht darum, worin der *Herrschaftsaspekt* dieser despotischen *Warentauschrationalität* besteht, *also was es heißt, vom Raub der Produkte auf den Raub der Arbeitskraft überzugehen und welche Rolle dabei die Physik spielt*. So verschwindet sozialgeographisch gesehen mit der despotischen Herrschaft – in der Tendenz – Herrschaft überhaupt:

„In der dritten Phase, die bisher erst in wenigen Fällen voll verwirklicht ist, in ihren Tendenzen aber etwa seit dem ersten Weltkrieg klar zutage tritt, erscheint bereits die ganze Bevölkerung vom Geiste des Industrialismus durchtränkt. Die alten Lebensformen¹ haben ihre Identität verloren. Sie schwächen sich zu Berufsunterschieden ab, während ein immer größerer Teil des persönlichen Lebens einer allgemeinen An- und Ausgleichung

1 Bobek nennt auf S. 291 derselben Arbeit den „privatwirtschaftlichen Unternehmer“ und die „Industriearbeiterschaft“ als die „neuen Lebensformen“ der frühen Industrialisierungsphase.

verfiel.“ So „verbleiben schließlich zur sozioökonomischen Gliederung der Bevölkerung fast nur mehr die Unterschiede des Einkommens, ausgedrückt in Umfang und Art des Verbrauchs und des Grades der Verantwortung im vielgliedrigen Arbeitsprozeß übrig. (...) Die riesigen Betriebe oder Betriebsagglomerationen werden kollegial geleitet, von Direktoren, die ebenfalls Angestellte sind,“ denn „die Klassengegensätze haben im Schmelztiegel der Weltkriege und Wirtschaftskrisen und der sie begleitenden sozialen Auseinandersetzungen eine bedeutende Abschwächung erfahren“ (Bobek 1959: 292).

Und geographisch gesehen ist der verbleibende gesellschaftliche Grundwiderspruch ja eher der zwischen landwirtschaftlicher Anpassung an die konkrete Natur und städtischem Fortschrittsgeist, weil er so gut zum Widerspruch der philosophischen Doppelstrategie des Faches paßt: Die idiographische Perspektive steht der aufgeklärten, pro-industriellen gegenüber; und Bobek hat sie widersprüchlich in der Theorie der primären und sekundären Lebensformen vereinigt.

Diese beiden Bereiche bilden ein wechselseitiges Versorgungssystem städtischer und ländlicher Funktionen, nachdem mit dem Verlust an konkreter Arbeit in der Industrie und der Abschaffung naturrechtlicher Einordnung in Herrschaft (Sklaverei, Leibeigenschaft) im common sense die gesellschaftlichen Klassen verschwunden sind zugunsten von funktionstragenden Individuen und Gruppen.

So kann nun die Sozialgeographie „jene(n) bunte(n) Strauß von Sozialstrukturen, den wir in der Wirklichkeit beobachten“ (Bobek 1950: 45), behandeln. Und damit sind wir bei der Münchner Schule angelangt.

Ein bunter Strauß ist ja nicht ein gestecktes Bouquet, also kein System, sondern Heckenrosen, Kornblumen, Mohnblumen, Löwenzahn, Zittergras, Butterblumen und Kamille kommen wahllos zusammen, eben so, wie sie beim Laufen vorgefunden werden. Und es gibt eigentlich kein Kraut, das in einem solchen Strauß nicht passen würde. Und genau so kommt der *explizit ungewichtete* Katalog der sieben Daseinsgrundfunktionen daher (die vermehrt werden können, wie das „u.a.m.“ zeigt. (Schaffer 1970: 45). Wie kommt es, daß ein funktionalistisches Konzept von Gesellschaft ohne Systemvorstellungen auskommt, ja, sie geradezu verweigert? Denn das ist ja durchaus ungewöhnlich, mir ist eine Analogie aus keiner anderen empirischen Sozialwissenschaft bekannt.

Die Basistheorie ist „Der Mensch verhält sich (räumlich)“ – wir hatten vorher schon gesehen, welchen Sinn eine solche Reduktion auf Aussagen unterhalb jeder expliziten gesellschaftstheoretischen Position für das Misch-Paradigma hat. Und dies gilt nun als eine politisch völlig neutrale Aussage. Entsprechend neutral ist angeblich das Konzept der Daseinsgrundfunktionen, mit dem die Basisaussage spezifiziert werden soll.

Es fällt aber eine ungewöhnliche Definition von „Funktion“ auf, und ich möchte nun zeigen, wie mit dieser „Trick-Definition“ eine apologetische Grundeinstellung in die so neutral scheinende Funktionstheorie gebracht wird. Funktionen repräsentieren

einerseits ein „Abhängigkeitsverhältnis“ in einem System und (vorrangig) zugleich „Daseinsäußerungen“ von „Menschen“ oder „Gruppen“ (im Sinne von „mehrere Menschen“) (Schaffer 1970: 452). Der erste Aspekt suggeriert zunächst eine Systemanalyse, der zweite Aspekt betrifft eine existentielle Zuweisung der Funktionen an ihre Träger.

Irgendwie scheint mir der Begriff der Funktion übermäßig mit dem Begriff „Verhalten“ angefüllt zu sein. Denn wenn man beispielsweise von der gesellschaftlichen Funktion „am Verkehr teilnehmen“ und dem Zwang dazu ausgeht und die Basis-Leerformel vom menschlichen Verhalten darauf überträgt, wird diese Systemfunktion anthropologisch und elementaristisch reduziert, nämlich eben auf eine „Daseinsäußerung“ des Menschen. Diese angeblichen „Daseinsäußerungen“ treten als Funktionen *einzelnen* auf, weil jemand, der sich gerade „bilden“ will, selbstverständlich nicht versucht, möglichst intensiv am Verkehr teilzunehmen. Gemeinhin wird diese reale gesellschaftliche Differenzierung von Funktionen auf der Handlungsebene als ein Stadium der Entfremdung von ganzheitlichen Lebensvollzügen und in jedem Falle als *Systemeigenschaft* der Gesellschaft betrachtet. Das System *erzwingt* gewissermaßen die Trennung der Handlungen beim Einzelnen. Ruppert und Schaffer würden das vielleicht nicht leugnen, aber da Funktionen nun einmal als „Daseinsäußerungen“ bezeichnet werden, wird ihre Trennung zum natürlichen Ergebnis „menschlicher Existenz“ (Ruppert, Schaffer 1970: 1), statt zum möglicherweise unnatürlichen Ergebnis gesellschaftlicher Existenz.

Andererseits wird „Daseinsäußerung“ mit „Aufgabe“ als einer „Aktivität“ synonym gesetzt (Schaffer 1970: 452). Und genau dies ermöglicht jene verblüffend triviale Apologie, wie wir sie von unserem neuen Paradepony deutschsprachiger Geographie kennen. Denn die Gleichsetzung von „aktiver Existenzweise“ mit Aufgabenerfüllung reduziert gerade diese aktive Aufgabenerfüllung auf das Dasein als menschliches Sein überhaupt, statt das Dasein vom gesellschaftlich normierten Zwang zur Aufgabenerfüllung her zu bestimmen. Dabei spielt der elementaristische Grundansatz „der Mensch handelt“ eine wesentliche Rolle, denn er präjudiziert diese Reduktion und verhindert das Naheliegende in einem funktionalistischen Ansatz, nämlich die einzelnen Handlungsweisen aus dem Handlungsfunktionszusammenhang abzuleiten.

So entsteht Aufgabenerfüllung im System als Daseinsäußerung des Menschen, als *seine Aktivität*, also die Suggestion einer historischen Kongruenz zwischen beidem. Und so wird Geschichte „natürlich“ (ein altes Problem in der Geographie); das ist der politische Kern dieser pseudoneutralen sozialgeographischen Legitimation für die zerstörerische Differenzierung gesellschaftlicher Systemfunktionen. Ich spreche keineswegs dagegen, daß sich Handlungen und Systemfunktionen decken können, bzw. es sogar meistens tun, sondern dagegen, wie mit diesem Faktum umgegangen wird. Denn so wie es in der Münchner Schule behandelt wird, ist dieses Faktum

eine schlichte *Tatsache* menschlicher „Entfaltung“ (Ruppert, Schaffer 1973: 1), für mich ist es ein *Problem*. Erst aus dem *Widerspruch* zwischen Aufgabenerfüllung und Daseinsäußerung *im Verhältnis* zum *Zwang* zur Aufgabenerfüllung würde ich etwas über unsere Gesellschaft erfahren. Gerade die Zunahme der Rollendistanz in der Funktionskonformität ist ja ein typisches neuzeitliches Phänomen und entspricht der Entfaltung des Phänomens „Individualität“. Rupperts und Schaffers „Theorie“ wäre eher für neolithische Clans geeignet.

Wissenschaftstheoretisch gesehen ist der Trick altbekannt. Es handelt sich um den Kurzschluß von empirisch-analytischen und normativ-analytischen Aussagen oder – gegenstandsbezogen – um den Kurzschluß zwischen adaptivem und strategischem Handeln, also um ein theoretisches Durcheinander innerhalb des Bereichs des zweckrationalen Handelns. Das erstere ist auf Bedürfnisse und Überlebensbedingungen bezogen, das letztere auf gesellschaftliche Werte. Und das fällt in dieser Konzeption ohne Problembewußtsein zusammen. (Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Epigonen gerade das Entscheidende an der Konzeption ihres Schulenbegründers verfehlen, denn Hardtke hatte ja die Kulturlandschaft aus gesellschaftlichen Werten ableiten wollen – was im übrigen mit dem von Bobek erreichten funktionalistischen Stand kompatibel ist.)

Die Berechtigung einer solchen anthropologischen Zementierung der Effekte warengesellschaftlicher Arbeitsteilung wird in der Geographie nicht im Theoriekontext der Gesellschaftswissenschaften *diskutiert*, sondern mittels „geographischer“ Nützlichkeit *legitimiert*. Eingeführt, gerade weil sie in einem trivialen Sinne „raumrelevant“ sind, sind sie irgendwie „geographisch“ plausibel.

„Alle menschlichen Daseinsfunktionen besitzen spezifische Flächen- und Raumanprüche sowie ‚verortete‘ Einrichtungen, deren regional differenzierte ‚Muster‘ die Geographie zu registrieren und wissenschaftlich zu erklären hat“ (Ruppert, Schaffer 1973: 1/2).

Es ist klar, daß diese „Theorie“ gar nicht weiterentwickelt werden kann, da die einzige Aussage, die sie macht, erschöpfend formuliert ist. Die verbleibende Arbeit ist die empirische „Verortung“ dieser „Daseinsäußerungen“. Darauf weisen Ruppert und Schaffer ausdrücklich hin, daß sie „empirisch“ Theorie bilden wollen – was immer das auch heißen mag. Vermutlich stellen sie eben mittels der Daseinsgrundfunktionen von Region zu Region bunte Funktionssträube zusammen.

Was ist paradigmentheoretisch passiert bei diesem existentialistischen Kurzschluß im Funktionsbegriff? Das idiographische Paradigma war von einer jeweils einmaligen, organischen Anpassungsrelation zwischen Mensch und konkreter Natur als Ideal gesellschaftlicher Entwicklung ausgegangen, vom „Land“. Bis zum Ende der klassischen funktionalistischen Phase war es gelungen, die dieser Harmonie entgegengestellte industrielle Arbeitsteilung mit allen Folgeerscheinungen so ins Paradigma zu integrieren, daß der Fortschritt der Produktionsweise als Verschwinden

von lebendiger Arbeit und von Klassenverhältnissen im Sinne neutraler Funktionszusammenhänge auftaucht.

Dem Abstraktionsvorgang in der veränderten Produktionsweise entspricht also ein Abstraktionsvorgang in der Sphäre der Herrschaft. Personelle, konkrete Herrschaft wird strukturell. Kein Kapitalist herrscht über einen Lohnarbeiter wie ein Fürst über einen Leibeigenen, sie haben einen Tauschvertrag über Arbeitskraft und Lohn abgeschlossen, und Könige danken allmählich ab. Ebenso wie Unternehmer und Arbeiter Funktionsträger eines kapitalverwertenden Systems sind, sind Politiker Funktionsträger im formalen demokratischen Entscheidungsprozeß. Dieses *Strukturell-werden personaler Herrschaft* durch Funktionsausübung in einem System wird reflektiert als *Neutral-werden von Funktionen*, denn die Funktionen sind definiert durch ihre Bedeutung in einem System und nicht mehr durch das (natürliche) inhaltliche Privileg eines Trägers, und das System selbst gilt als Repräsentation neutralisierter Macht. Das ist die erste Stufe eines gesellschaftstheoretischen Transformationsvorgangs, der damit bei der Vorstellung von einem neutralen Funktionssystem endet.

Die zweite Stufe ist die Vermeidung einer definierten Systemvorstellung durch die Naturalisierung dieses Systems. In der Konzeption der Daseinsgrundfunktionen der Münchner Schule wird der neutrale Systemzusammenhang aus der „Existenzweise“ der Funktionsträger abgeleitet: Die Bedürfnisse der Menschen konstituieren induktiv das Funktionssystem, oder: Die Natur des Systems folgt aus der Natur der Menschen.

Ich hatte oben schon einmal auf eine solche Naturalisierung eines Subjekts in Verbindung mit den sogenannten Zwecklandschaften hingewiesen. Es handelt sich hier um einen analogen Vorgang, nur ist es nicht mehr „natürlich“, ein imperialistischer, männlicher Haudegen zu sein, sondern ein funktionsgetrennter Aufgabenerfüller. Damit ist auf eine etwas vulgäre (geographische) Weise das Weltbild der Aufklärung erreicht – vulgär deshalb, weil die Autonomie des Individuums als *Problem* nicht auftaucht, obwohl das universelle Handlungsobjekt Ausgangspunkt der Konzeption ist.

So ist in einem präzisen Sinn die neueste Entwicklung in der deutschsprachigen funktionalistischen Sozialgeographie eine Apologie. Welche Stellung sie in der Paradigmenentwicklung einnimmt und wie die wichtigste Vorstufe in der Sozialgeographie als Teil der Paradigmenentwicklung verstanden werden kann, habe ich zu zeigen versucht.

Es bleibt noch anzumerken, daß die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die durch zunehmende Arbeitsteilung Funktionsbereiche auf der Ebene des täglichen Handelns ausdifferenziert haben, um so besser unbeachtet gelassen werden können, als sich diese funktional geordneten Bereiche – einzeln genommen – ausgezeichnet eignen, in einem trivialen Sinne eine Raumdimension, nämlich Flächenbedarf, „Reaktionsreichweiten“ usw. zugeordnet zu bekommen und somit „geographisch“ zu sein. Daher ist es immer wieder notwendig, zunächst dieses dogmatische Legitimationsverfahren

zu zerstören, damit überhaupt über die gesellschaftstheoretische Seite der Konzeption diskutiert werden kann.

Diskussion zum Vortrag Ulrich Eisel

Diskussionsteilnehmer :

UE Dr. Ulrich Eisel, Geograph, Osnabrück (Referent)
 KI Dr. Klaus I. Itten, Geograph, Zürich (Diskussionsleiter)
 PB Peter Bünzli, Geographiestudent, Zürich
 PH Dr. Paul Hoyningen, Wissenschaftsphilosoph, Zürich
 WK Walter Kyburz, Bibliothekar, Zürich
 HW Herbert Wanner, Geograph, Zürich

KI: Meine Damen und Herren, ich möchte die Diskussion eröffnen. Zündstoff ist, so glaube ich, genügend vorhanden. Auch hatten wir in unserem Theorieseminar viele Fragen im Zusammenhang mit der Lektüre von Herrn Eisels Dissertation. Jetzt ist die Gelegenheit gegeben, die Fragen direkt an den Referenten zu richten.

Zuerst eine einführende Frage von mir: Sie haben gesagt, daß die Geographie sich mit dem Raum als Theorie legitimiert hat, daß sie es jedoch versäumt habe, sich gesellschaftskritisch der Diskussion zu stellen. Heißt das, daß sich die Geographie wieder mehr als Hilfsmittel der Politik begreifen soll?

UE: Die Geographie als Mittel der Politik aufzufassen, würde ich nicht so unmittelbar aus dem Gesagten folgern. Dies käme für mich in Konflikt mit dem Begriff der Wissenschaft. Ich würde also nicht aus dem Raumkonzept ein distanzierendes Verhältnis zur Gesellschaftskritik folgern und daraus nun andererseits ableiten, daß sich die Geographie als Mittel der Politik verstehen soll. Die Frage, die ich verfolgt habe, lag mehr im Bereich der ersten Folgerung, also daß die klassische Geographie im allgemeinen mit diesem Raumkonzept das, was alle Sozialwissenschaften irgendwann einmal ausarbeiten, nämlich eine kritische Gesellschaftstheorie, nie ausgearbeitet hat. Man kann sie nirgends finden. Dies schien am *Konzept* der Geographie zu liegen. Deshalb habe ich versucht herauszufinden, was sich hinter diesem Raumkonzept verbirgt. Der Raum als Begriff scheint ja vorerst nicht nahezulegen, daß sich dahinter etwas verbirgt. Wer denkt denn, daß der Raumbegriff kritikfähig wäre? Nach dem vorher Gesagten war es naheliegend zu betrachten, ob nicht diese Konzeptionen von „Raum“ Konzeptionen von Gesellschaft sind (was ja auch von der Geographie nie bestritten wurde). Denn ihre neuzeitliche Entstehung erfolgte ja nicht nur durch Rekurs auf die Region oder den Raum, sondern in allen klassischen Geographiegeschichten können wir lesen, daß die Geographie eine Wissenschaft vom Mensch-Natur-Verhältnis sei. Warum sollte das heute anders sein? Nun kann man dies ja aber für viele Wissenschaften behaupten. Wenn die Geographie ein Konzept vom Mensch-Natur-Verhältnis

ist (dies kann sie als Raumtheorie, als Regionaltheorie, als Landschafts- oder Länderkunde, als Chorologie oder was auch immer sein; es gibt da ein ganzes Set von Begriffen und zwar immer abstrakter werdende), dann kann man untersuchen, was hinter dieser Konzeption von Raum und ihrem Wandel verborgen ist. So bin ich auf das, was ich vorher als die geographische Weltperspektive bezeichnet habe, gestoßen, d.h. auf diese utopistische Harmonie der Anpassung an die einmaligen Raumindividuen. Diese Weltperspektive, die zum Zeitpunkt entstand, als auch die industrielle Produktionsweise und der bürgerliche Staat entstanden, war eine hoffnungslos quer zur Realität stehende Utopie. Sie stellt an sich von vornherein, also beim Start der Geographie, die konservative Weltauffassung dar. Es wird die Geographie als konservative, idiographische Weltanschauung geboren, zu dem Zeitpunkt, als sie gerade schon überholt ist, nämlich als die Industrialisierung beginnt. Deswegen konnte sich die Geographie zu dieser Realität, die da als Geschichte ablief, immer nur resignativ, kulturkritisch, konservativ verhalten. Dies kann man innerhalb der Geographie relativ gut zeigen. Das andere ist, daß der Wandel dieser Gesellschaftstheorie in der Geographie an den Daten nicht einfach vorbeispekulieren konnte. Die industrielle Realität, die Verstärkerprozesse usw. mußten verarbeitet werden, und da diese im Sinne einer empirischen Wissenschaft verarbeitet werden mußten, konnten sie nicht nur als konservative Kulturkritik, als Dekadenz, bejammert werden; auch die Geographie mußte die Daten der industriellen Realität unmittelbar auffangen. Deshalb mußte die Geographie quer zu ihrem alten Paradigma *Veränderungen* des Paradigmas so einbauen, daß mit den Daten gearbeitet werden konnte. Deshalb entsteht diese Mischung der Weltbilder. Damit wird die Geographie auch so weit „aufgeweicht“, daß sie progressiv von den aufklärerischen Gesellschaftstheorien her zugänglich wird. Damit habe ich nur nochmals wiederholt, warum ich über den Raumbegriff gearbeitet und was ich dahinter gesucht habe. Zur Beantwortung Ihrer Frage: Aus dem, was ich jetzt gesagt habe, würde ich nicht folgern, daß die Geographie als Wissenschaft sich wieder mehr der gesellschaftlichen Auftragsforschung zu widmen habe, weil diese nicht unbedingt identisch sein muß mit kritischer Gesellschaftskonzeption, sie kann auch das Gegenteil sein. Die Geographie hat sich ja ohnehin immer als Wissensproduzent für die Schule gesellschaftlichen Aufgaben unterworfen. Es ist ja nicht so, daß die Geographie, mit dem, was ich eben beschrieben habe, für niemanden produziert hat; ihre Aufgabe war die Indoktrination der Kinder.

PH: Ich habe zwei Fragen, eine kurze und eine längere. Die erste Frage ist kurz, da verstehe ich ein Wort einfach nicht. Sie haben gesprochen von der nominalistischen Interpretation realistischer Landschaftskunde. Ich weiß einfach nicht, was hier nominalistisch heißt. Das zweite: Ich vermute, daß Ihr Ansatz ideologiekritisch ist. Also wenn Sie Sätze sagen wie: „Denkkonzepte haben immer einen gesellschaftlichen Sinn“ oder „in der idiographischen Betrachtung ist ein Ideal gesellschaftlicher Entwicklung impliziert“ oder „die gesellschaftstheoretische Seite von“ oder „was sich

hinter dem Raumbegriff verbirgt“. Es scheint mir so – vielleicht irre ich mich –, daß Ideologiekritik niemals voraussetzungslos möglich ist. Welches sind Ihre theoretischen Voraussetzungen, die Ihre Art von Ideologiekritik erst möglich machen?

UE: Zur kurzen Frage. Ich weiß jetzt nicht, ob ich auf den klassischen philosophischen Widerspruch zwischen Realismus und Nominalismus eingehen soll? Aber ich will es vielleicht so sagen: Wissenschaften operieren meistens mit einem Objekt, das von ihnen so dargestellt wird wie ein Realobjekt. Normalerweise folgen aus dem Realobjekt auch die sogenannten adäquaten Methoden und auch die Fragestellungen. Die klassische Landschaftskunde ist ein sehr gutes Beispiel dafür, wie aus der *Existenz* der Landschaft und aus der Existenz der Landschaft *als harmonisches Individuum*, dem Land, die entsprechende Methodologie und auch die Notwendigkeit der Behandlung *dieses* Objekts in der Wissenschaft abgeleitet wird. Die empirischen Einheiten in der Welt, die solche Landschaften und Länder sind, werden damit dann, da das Objekt ein solches Realobjekt ist (was die Aufforderung ist, es erstens zu behandeln und zweitens die Aufforderung, es in einer bestimmten Weise zu behandeln), auch als real existent in den einzelnen Einheiten, in diesem Falle den bestimmten abgegrenzten Regionen, unterstellt. Das heißt, das gesamte Prozedere der Wissenschaft wird aus dem Faktum der Existenz eines Realobjekts und aus bestimmten Konstrukten dieser Existenz, die aber der Realität unterschoben werden und nicht als Konstrukte gekennzeichnet werden, abgeleitet. Dies nennt man Realismus oder naiven Realismus.

PH: Objektivismus.

UE: Ja, gut. Dem steht eine Abgrenzung des Gegenstandes aus politischen oder ethischen Problemen oder aus subjektiven Wünschen heraus gegenüber, eine Abgrenzung also, die nicht der *Existenz* eines Realitätsausschnitts anhaftet, sondern dem Realitätsausschnitt, soweit er aus einem Problem resultiert. In der problemorientierten Verfahrensweise wird der „Name“ des Objekts im Sinne eines *definierten* Objekts betrachtet. Insofern „Nominalismus“. Ist die Antwort befriedigend?

PH: Ja, ich bin einfach vertrauter mit den Worten objektivistisch und subjektivistisch.

UE: Ja gut, aber diese Worte haben einen etwas anderen Wert und Charakter. Die Diskussion Realismus – Nominalismus entspricht dem zwar, aber legt das Gewicht mehr auf einen andern Aspekt als objektivistisch – subjektivistisch. Zu Ihrer zweiten Frage – die ist ein bißchen global ...

PH: ... wie Ihr Vortrag ...

UE: Also ich kann mich jetzt nicht der Mühe unterziehen, aus dem Stand meine Metatheorie zu entwickeln. Sie haben ja in eine ganz bestimmte Richtung gefragt. Ich habe die Frage ungefähr so verstanden, daß Sie sagen: „Durch welche Art von Metatheorie werden Sie in Stand gesetzt, so zu rekonstruieren, wie Sie es tun?“ Dies kann ich nicht so ohne weiteres beantworten, weil ich mich da einem ganz

komplexen Geflecht von Lösungsangeboten aus ganz verschiedenen Traditionen verpflichtet fühle, die ich versuche zu integrieren, die ich aber theoretisch für mich nicht so ausarbeite, daß ich es niederschreibe und daraus eine explizite Eisel'sche Philosophie mache, die die Integration der Konzepte darstellt. Deswegen kann ich nur Referenzen angeben, auf die ich allenfalls nicht verzichten könnte. Auf diese Weise könnte ich Ihre Frage einfach beantworten. Auf diejenigen Beispiele, die Sie genannt haben, würde ich sagen, daß ich von einem materialistischen Standpunkt ausgehe, der formuliert, daß das Sein das Bewußtsein steuert.

PH: Darf ich da gleich nochmals nachfragen? Jetzt ist natürlich die Frage, was dieser Satz heißt. Das interessiert mich schon lange, was der eigentlich heißt.

UE: Sie haben mich danach gefragt, woraus diejenigen Formulierungen, die Sie als Beispiele genannt haben, Ihren Sinn erhalten ...

PH: Dies ist soweit klar. Ich möchte dann gleich weiterfragen oder noch etwas zuspitzen. Das hieße ja in Konsequenz, daß eine internalistische Wissenschaftsgeschichtsschreibung von vornherein Nonsense ist. Internalistisch heißt, daß sie auf Argumentationszusammenhänge eingeht, die innerhalb einer Wissenschaft spielen.

UE: Vielleicht haben Sie meine Dissertation angesehen und bemerkt, daß ich einen sehr hohen Wert auf eine interne Rekonstruktion der Gedankenlogik der einzelnen Autoren Wert gelegt habe. Von dem, was Sie sagen, gehe ich *nicht* aus, das folgt für mich daraus *nicht*. Ich glaube nicht, daß man von diesem Satz aus: „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“ oder bei irgendwelchen Ableitungsversuchen von Wissensproduktion aus der Realität, was immer auch diese Ableitung heißen mag, irgendwo hin kommt, wenn man nicht einen relevanten Bestandteil dieses Wissens in seiner *immanenten* Logik rekonstruiert. Andernfalls kommen solche Grobkorrelationen zustande, wie in bestimmten Teilen meines Vortrages (z.B. über Bobek), der ja eine komprimierte Zusammenfassung der immanenten Rekonstruktion ist. Von diesen Grobkorrelationen halte ich jedoch eigentlich nicht besonders viel. Ich versuche daher die interne Rekonstruktion der Wissensproduktion der geographischen Autoren innerhalb jener Sphäre zu vollziehen, die sie als ihre eigene Welt empfinden. Ich gehe dabei so weit, daß ich möglichst differenzierte Anknüpfungspunkte für Thesen über das Verhältnis von externen und internen Wissenschaftsentwicklungsfaktoren bekomme. Insofern heißt der Satz „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“, als Antwort auf Ihre Frage, nicht, daß wissenschaftsimmanente Rekonstruktion forschungslogisch Nonsense ist, im Gegenteil, der Satz „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“ als Postulat für eine materialistische Arbeitsweise ist Nonsense, solange man nicht wissenschaftsimmanent sehr weit geht.

HW: Sie haben in Ihrem Referat auch Hans Carol erwähnt. Sein Ansatz war Ausgangspunkt des Seminars über „Theorie in der Geographie“. Sie haben Carol zwischen den beiden von Ihnen rekonstruierten Paradigmen eingeordnet, d.h. zwischen dem raum- und dem gesellschaftswissenschaftlichen Paradigma der Geographie. Sie haben

erwähnt, daß Carols Begriff „Formal“ die idiographische Vorstellung der Geographie repräsentiere und daß der Begriff „Funktional“ eine vom Formalen unabhängige Logik und Dynamik enthalte. Könnten Sie dies noch etwas weiter ausführen?

UE: Der Begriff „Funktional“ wird als nach einer Dynamik und Logik sich entwickelnd begriffen, welcher nicht mehr von diesen sogenannten autochthonen regionalen Einheiten bestimmt ist, sonst könnten sich die Grenzen von beidem ja nicht nicht decken. Ich habe gesagt, daß die Konzeption von autochthonem Beziehungsgefüge, also das, was Carol an der klassischen ganzheitlichen Geographie angreift, sowohl die Charakterlandschaft im physiognomischen Sinne ist (das heißt bei ihm „Formal“), als auch die Landschaft als Organismusplan ist; sonst verstehe ich diesen Begriff autochthon nicht; bezogen worauf soll dies „autochthon“ sonst gemeint sein? Wenn ich dann noch beachte, daß die Funktionale als Repräsentanten der gesellschaftlichen Dynamik – das, was er dabei auflistet sind die Betriebsgrößen, sind staatliche Organisationen usw. –, wenn ich also beachte, daß die Funktionale, die von der gesellschaftlichen Dynamik abhängen, allochthon genannt werden, dann weist es für mich darauf hin, daß diese autochthonen Formale noch irgendwie der Rest der idiographischen Landschafts- und Länderkunde sind, von denen sich Carol nicht gelöst hat. Sonst würde er dieses Problem, daß sich die Grenzen nicht überdecken, daß sie nicht kongruent sind, nicht mehr haben. In der analytischen Geographie hat keiner mehr dieses Problem. In der Sozialphysik geht es um Bewegungsprozesse, und kein Mensch kümmert sich darum, ob etwas mit etwas anderem kongruente Grenzen hat. Entgegen seiner Bindung an das klassische Paradigma folgte für Carol andererseits, daß er dieser gesellschaftlichen Dynamik, um der Aufgabe der Geographie im Sinne einer Planungswissenschaft gerecht zu werden, aber auch, um den Daten gerecht zu werden, die bezogen auf solche funktionalen Zustände, wie z.B. die zentralen Orte, vorhanden sind, irgendwie im Paradigma der Geographie nachgeben mußte: Das heißt, Carol mußte auf diese gesellschaftliche Entwicklung reagieren. Dies hätte Carol ja tun können, indem er gesagt hätte: „Mich interessieren Formale nicht, die gibt es nicht, ich behandle die Planungsregion Zürich als ein sinnvolles Problem; ich bin einer, der Landschaften problemorientiert abgrenzt: Ein Problem könnte die Planung von Zürich sein. Ergo frage ich, wie weit ich die Region abgrenzen muß. Dies mache ich mit den relevanten Faktoren. Dann brauche ich mich überhaupt nicht mehr darum zu kümmern, ob, wenn ich diese Abgrenzung vollziehe, irgendeine andere Abgrenzung damit überlagert ist.“ Nun betrachte ich jene Abgrenzungen, welche dennoch überlagert sind und bemerke, daß Carol diese „autochthon“ nennt. Dies sieht doch stark nach idiographischer Weltperspektive aus. Deswegen, sage ich, formuliert Carol diesen problemorientierten Imperus in einem alten Weltbild und daher mit Zusatzproblemen, die dieser neuen Entwicklung seines Denkens nicht adäquat sind. Es sind Reste, die dann die Konzeption verderben, weil das Problem, welches Carol mit seiner problemorientierten Abgrenzung gegenüber

der ganzheitlichen Länderkunde lösen will, so nicht lösbar ist. Er will auf Prognose und Planung hinaus und endet wieder bei Regionalklassifikation. Es könnte ihm doch völlig egal sein, ob seine Grenzlinie im unteren Zürichseetal, womit er diese Planungsregion abgrenzt, irgendeine naturgeographische Grenze schneidet oder nicht schneidet. Daß es ihm *nicht* egal ist, zeigt eben, daß er in der idiographischen Perspektive verwurzelt ist und daß er damit die problemorientierte Perspektive etwas abstrus formuliert.

PB: In der letzten Zeit wurde am Geographischen Institut eine Definition für Geographie gesucht. Aus den verschiedenen Abteilungen des Instituts wurden Lösungen vorgeschlagen. Durch Konsens wurde dann eine Definition gefunden, die wieder auf den Raumbegriff rekurriert. Meine Kritik war, daß es forschungslogisch nicht mehr begründbar ist, d.h. daß der Raumbegriff in diesem Sinne nicht mehr existiert. Es wurde darauf verwiesen, daß „Raum“ ein unabänderlicher Begriff sei. So wurde er jedenfalls aufgefaßt. Ohne den „Raum“ würde das Institut wissenschaftlich gesprengt. Gehe ich recht in der Annahme, daß der Raumbegriff theoretisch nicht erklärbar ist, also keinen theoretischen Ort hat?

UE: Daß der Raumbegriff theoretische Orte hatte, habe ich in meiner Arbeit zu erklären versucht, also was er „abgedeckt“ hat in der Geschichte der Geographie; das widerlegt an sich Ihre Behauptung. Man kann also nicht sagen, der Raum sei nicht theoretisch definierbar. Nur bin ich davon ausgegangen, daß er bisher theoretisch entweder gar nicht oder zu oberflächlich definiert worden war, d.h. daß man gar nicht verstehen konnte, was damit gemeint war. Ich habe versucht, diesem Problem nachzugehen. Insofern glaube ich nicht, daß der Raumbegriff nicht theoretisch definierbar ist, denn er wird ja beispielsweise auch in der Geometrie verwendet. Sie haben noch eine weitere Behauptung gemacht, nämlich die, daß forschungslogisch erwiesen sei, daß der Raumbegriff in der Geographie nicht mehr haltbar sei oder nicht mehr existiere. Davon gehe ich nicht aus. Da wäre dann wirklich meiner Arbeit eine zu große Wirksamkeit zugeschrieben. Ich bin sicher, daß die Geographie noch sehr lange mit allen möglichen Raumbegriffen operieren wird, und daß sie vor allem in der nächsten Zukunft zunehmend honoriert werden. Im Zuge der Umweltproblematik und des Anwachsens von politischem Regionalismus werden die Begriffe Region und Raum weniger den modernistischen Sinn von „spatial“, also weniger den Sinn der aus der analytischen Geographie kommenden Raum-Begriffe für Muster und für Raumprozesse, annehmen. Diese werden mit zunehmender Distanz betrachtet. Die gesellschaftliche Woge, auf der die Geographie in der nächsten Zeit schwimmen wird, wird vermutlich gerade der klassische Regionsbegriff sein. Insofern also, als empirische Behauptung für die Zukunft, glaube ich nicht, daß die Geographie den Begriff von Raum und Region so schnell abstoßen wird. Das andere Phänomen war, davon bin ich in meiner Arbeit ausgegangen, daß ein relevanter Anteil der vordersten Forschungsfrente im Bereich der analytischen Geographie innerhalb der letzten zehn

Jahre sich entschlossen hat – zumindest, was die Metatheoretiker angeht, es wurde aber auch versucht, es empirisch einzulösen –, den Raumbegriff nicht mehr weiter zu benutzen, d.h. die Geographie als reine Verhaltenswissenschaft irgendeiner Provenienz zu definieren. Die Schwierigkeit war dann, daß die Geographie nun gar nicht mehr abgegrenzt wurde. Es war der Vormarsch der pragmatischen Problemlöser, egal aus welcher politischen Ecke; Technokraten, Marxisten, wer auch immer, haben sich nicht mehr darum gekümmert, was ein Objekt der Geographie sein könnte, und wie sich die Geographie abgrenzen könnte gegenüber den restlichen Gesellschaftswissenschaften, sondern haben gesagt: „Es gibt relevante Probleme auf dieser Welt, und ein sinnvoller Geograph ist einer, der diese Probleme sinnvoll löst. Wie diese Lösung gemacht wird, ist egal, ob mit politischer Ökonomie oder mit Raumwirtschaftstheorie oder mit Soziologie oder mit Wahrnehmungspsychologie. Die Hauptsache ist, der Geograph hat ein Problem gelöst, was ihn als Gesellschaftswissenschaftler nach Wahrheitskriterien ausweist.“ Das ist sehr pragmatisch und bewährt sich auch innerhalb der Entwicklung dieser Forschungsfront nicht, weil die Geographie als Institution natürlich so reagiert, daß sie diese Leute eher ausstößt und die alte Raumprogrammatik beibehält. Es kann also forschungslogisch vollkommen richtig sein, was von mir deduziert wurde (ich hoffe, daß es richtig war), aber wir werden sozusagen aus der Geographie vertrieben; und wenn Sie Ihre Behauptung als empirische Prognose nehmen, dann würde ich diese nicht unterstützen, als forschungslogische Hypothese halte ich sie für richtig, bin aber so realistisch, daß ich als wissenschaftspolitische Strategie nicht vorschlagen werde, auch mir selbst nicht vorschlagen werde, ab jetzt den Begriff von Raum aus der Geographie zu streichen und damit auf die Abgrenzung von allen anderen Gesellschaftswissenschaften zu verzichten. Bitte verstehen Sie mich also richtig: Ich gehe mit Ihnen einig, daß die Geographie in einer Serie von Paradigmenumbauten und Selbstkritiken den Objektbegriff „Raum“ eliminiert hat. Das ergibt sich aber nur, wenn man eine Linie von Ritter bis Olsson forschungslogisch *konstruiert*. Und *ich* bin über diese forschungslogische Konstruktion hinaus auch gewillt, das als einen vernünftigen und wünschenswerten Akt zu *werten*, weil nach meiner Auffassung *nur so* theoretischer Fortschritt möglich bleibt, und weil der Weg dorthin in *meiner* gesellschaftstheoretischen Perspektive *eine Logik* entwickelt. Aber *die Institution* ist natürlich immer viel dümmer und viel langsamer als die Repräsentanten ihres forschungslogischen Gewissens (z.B. weil sie auch von externen Faktoren, wie in der Geographie der Schule, abhängt). Daher stimmt natürlich auch meine Prognose für die Entwicklung der Institution nicht völlig mit meiner forschungslogischen Rekonstruktion überein. Zudem schreibt ja auch Olsson, wenn er nun nicht mehr über Migration oder das Zentrale-Orte-Modell schreibt, immerhin über „Heimat“ und nicht etwa über Schizophrenie oder Interaktionsprozesse in Kleinfamilien. Auch das ist ja immer noch ein „Raumbegriff“, aber eben *innerhalb* der Gesellschaftswissenschaften und nicht irgendwie neben, über oder unter ihnen.

Meine bisherige Strategie war, möglichst genau zu zeigen, was jeder Begriff von Raum impliziert, was er gesellschaftstheoretisch heißt und was daraus folgt, so daß ich mir überlegen kann, wenn ich eine bestimmte gesellschaftstheoretische Utopie habe, von der ich annehme, daß sie in der Geographie benutzt werden soll, wenn sie schon eine Gesellschaftswissenschaft ist, welcher Begriff von Raum dazu paßt. Weil es unrealistisch ist zu denken, daß ein paar Metatheoretiker so einer Institution vorschreiben können, welche Begriffe sie fallen lassen sollen – wenn es ihr zentralster Begriff wäre, würde sie ihn *natürlich* nicht fallen lassen –, plädiere ich dafür, daß man viel eher versuchen sollte, in einem gesellschaftstheoretisch angemessenen Sinn, „Raum“ als Gesellschaftstheorie zu formulieren.

PB: Wie würde das aussehen mit der neuen positiven Heuristik, d.h. wenn der Fortschritt als textuelles Abbild der Produktion dargestellt, d.h. rational abgeleitet, würde?

UE: Ich habe dazu etwas geschrieben, das wird jedoch erst im Herbst erscheinen. Es ist nun schwierig, das so kurz zu entwickeln. Ich rekurriere jetzt nicht auf „textuelle Praxis“, weil das für mich damit nicht unmittelbar zusammenhängt; denn das ist ein metatheoretisches Problem, wenn Sie mich nach der positiven Heuristik *meiner* gesellschaftstheoretisch formulierten Raum-Konzeption fragen. Fortschritt durch textuelle Praxis heißt ja, daß man der Realität gegenüber im voraus Ideen haben kann, daß also, nach orthodoxer Konzeption formuliert, das Bewußtsein das Sein bestimmen kann und daß, wenn dieses Postulat abermals „auf die Füße gestellt“ werden soll, das nur mit einem Begriff von textueller Praxis geht. Das bezieht sich aber auf die Legitimation des Verfahrens *überhaupt, theoretisch* „Fortschritt“ *produzieren* zu können, also darauf, als Wissenschaftler mehr leisten zu können als Hegels Eule der Minerva, die mit ihrem Flug abzuwarten hat, bis „eine Gestalt des Lebens alt geworden“ ist, bevor sie also im nachhinein „erkennen“ kann. Wie die positive Heuristik aussehen soll, kann man nach meinem Konzept eher aus der Verbindung dieser beiden gegeneinander stehenden Paradigmata zu entwickeln versuchen. Denn beide haben einen guten Sinn. Nicht die Methodologie des idiographischen Paradigmas hat diesen guten Sinn gehabt, das kann man nicht behaupten, weil sie nicht einlösbar war. Ich glaube also nicht, daß die ganzheitliche Landschaftskunde je eine Methodologie in dem von ihr geltend gemachten Sinne gehabt hat. Aber das Konzept als Theorie hat ja an sich eine Utopie, aus der viele politische Strömungen folgen, im wesentlichen anti-industrielle (gegen die industrielle Arbeitsteilung, gegen das industrielle Wachstum gerichtete) Utopien mit dem Ziel konkreter maßvoller Verhältnisse in begrenzten Regionen. Das ist vom politischen Regionalismus aus betrachtet etwas sehr Modernes oder total Utopisches und z.B. auch eine Verlängerung der marxistischen Konzeption; etwas Utopisches etwa in dem Sinne: „Was heißt regionale Arbeitsteilung, wenn man das als Angriff auf zentralistisches industrielles Wachstum betrachtet?“ Das ist eine interessante politische Frage. Das klassische

idiographische Konzept von Geographie enthält ja genau diese Utopie. Leider als konservatives Konzept, nämlich als Resistenz gegen die Industrie, in dem Sinne, daß die Industrie sich doch gar nicht erst entwickelt haben möge. Als neue Utopie kann es aber gegen die bereits existierende Industrialisierung gerichtet sein. Das könnte eine ganz progressive Definition von Region sein.

PH: Ich weiß nicht genau, was Sie mit „Gesellschaftstheorie“ meinen. Ist das etwas Empirisches, etwas Normatives und wie wird es legitimiert?

UE: Das ist so eine Sache. Ich verweigere, mich hinzustellen und aus dem Stand per Definitionem etwas zu leisten, worüber sich die Philosophen seit fünfzig Jahren die Köpfe einschlagen, also so nebenher das Problem zwischen der analytischen und der normativen Haltung gegenüber der Gesellschaftstheorie zu lösen. Das kann ich überhaupt nicht. Ich benutze hier das Wort Gesellschaftstheorie in einem Common Sense, nämlich als den Versuch einer inhaltlichen Realitätsabbildung, als objektsprachliche Auswahl, wobei ich nicht in der Lage und nicht willens bin, das z.B. sehr scharf von irgendeinem Bereich von Metatheorie, von philosophischer Spekulation, die darin geht, also von Prämissen, die darin stecken, abzutrennen. Ich gebe ein Beispiel: Für mich sind die politische Ökonomie und die funktionalistische und interaktionistische Rollentheorie Gesellschaftstheorien und das im Kontext theoretischer Erwägungen auch immer *einschließlich* ihrer Backgrounds. Es muß nicht in jeder empirischen Untersuchung erwartet werden, daß die Backgrounds genannt werden; da ist dann nur die objektsprachliche Ebene von Bedeutung. So verwende ich das meistens: ein theoretisches Konzept oder die Kombination solcher Konzepte plus der metatheoretischen Implikationen auf einer bestimmten Ebene der Explikation, zumindest innerhalb einer theoretischen Diskussion, wobei das letztere dann stillgestellt wird in dem Moment, wo die empirische Arbeit beginnt.

WK: Wie können wir die Geographie als Gesellschaftswissenschaft von den übrigen Gesellschaftswissenschaften abgrenzen, wenn wir keinen Raumbegriff mehr haben? Sie haben eine interessante Lösung gegeben. Sie haben die Bewegung eingeschaltet. Damit liegen Sie nicht ganz daneben in der Wissenschaft. Wir hatten etwas Ähnliches in den dreißiger Jahren. Es war dann das Pech, daß diese Bewegung, nämlich die „dynamische Geographie“, von anderen Bewegungen überlagert wurde und damit auch mit kompromittiert wurde. Wir müssen doch unsere spezifischen Gedanken gegenüber Soziologen und Psychologen abgrenzen können. Dann habe ich dazu die Anschlußfrage, wohin die vielen physisch-geographischen Vorgänge gehören, die gesellschaftlich völlig irrelevant aber sehr zahlreich sind? Die andere Frage hat damit nichts zu tun, sie geht mehr in die Philosophie hinein. Sie haben sich heute recht aufgeklärt gegeben, aber die Idee, gesellschaftliche Vorgänge sozialphysikalisch zu klären, scheint mir weniger aufklärerisch zu sein, als aus dem Idealismus zu stammen.

UE: Die erste Frage war das mit dem Raum. Die haben Sie praktisch selber beantwortet. Das Konzept mit der Bewegung als Alternative ist natürlich nicht von

mir. Das kommt von Ratzel und in seiner modernen Form aus der analytischen Geographie der ersten Phase. Ich halte dieses Objekt oder diese Definition von Geographie für zu schmal. Ich habe die Definition gelesen, die vom Institut abgegeben wurde, um in Stein gemeißelt zu werden. Ich habe als erstes den Daumen auf das Wort „räumlich“ gehalten und habe gefragt, was passieren würde, wenn man dies wegließe. Es wäre eine Definition gewesen, in die man ganz viele Wissenschaften hätte einsetzen können, ergo mußte an dieser Stelle „räumlich“ stehen. Was mich an der Definition stört, ist, daß der Begriff „räumlich“ zu wenig seine Richtung zeigt und zu formal ist. Ich bin auch dafür, daß es eine Aspektspezialisierung eines konstituierten Objektes innerhalb der Gesellschaftswissenschaften geben muß. Das andere ist, was mit der ganzen physisch-geographischen Richtung passieren soll, d.h. mit den Prozessen, die nicht gesellschaftstheoretisch erklärt werden können. Daraus, daß es die gibt, kann nicht gefolgert werden, daß sie irgendwie „räumlich“ erklärt werden können oder müssen. Aber „räumlich“ heißt ja für die physische Geographie auch letztlich wieder – metaphorisch – „Mensch-Natur-Verhältnis“ im oben genannten, idiographischen Sinne. Damit sind wir aber dann in einem Dilemma: Wenn das in diesem klassischen Sinne gemeint ist, kann man es nur noch metatheoretisch nachweisen und geltend machen. Man kann bei den alten Geographen nachlesen, daß die Geomorphologie eigentlich als Wegsamkeitsbeschreibung auf Safaris, d.h. auf Entdeckungsreisen, entstanden ist. Dieses morphographische Ideal wurde dann im Zuge der Systematisierung der Wissenschaft zum morphologischen Ideal als auf Genese-Vorstellungen zielender Erklärungszusammenhang vertieft und gleichzeitig „neutralisiert“. Diese Konstitution eines Methodenideals hat zugleich die Konstitution einer bestimmten Form der Datenerhebung erfordert, die eine Form der Theoriebildung ist und die, so gesehen, eigentlich immer noch an den ursprünglichen Bezug auf ein Mensch-Natur-Verhältnis gekoppelt ist. Aber diese „Eigentlichkeit“ nützt nichts für eine gemeinsame Perspektive mit der Sozialgeographie, weil ja *diese* Art der Regionalklassifikation und Naturbeschreibung als immanente wissenschaftliche *Spezialisierung* den Anschluß an den gesellschaftstheoretischen Teil der Geographie verloren hat. Zu Ihrer Frage: „Wohin mit diesen Prozessen?“ Ich weiß es nicht, und es ist mir auch ziemlich egal. Ich kann nur konstatieren, daß die gesellschaftstheoretische Geographie *diese* Beschreibung der Prozesse nicht oder kaum *unter ihrem Dache* braucht (und umgekehrt) und daß die andere Strategie in der physischen Geographie, sie als geökologisch zentriertes Sammelsurium von angewandter Physik, Chemie, Biologie usw. zu betreiben, auch auf die Sozialgeographie verzichten kann (und umgekehrt). Das liegt nicht *mir* zur Last, sondern ist die faktische Entwicklung in der Geographie, auch wenn die derzeitige Orientierung an „Umweltproblemen“ das Gegenteil suggeriert. Zur philosophiegeschichtlichen Einordnung: Ich glaube, ich bin da anderer Meinung als Sie. Ich habe den sogenannten „mechanischen Materialismus“ immer als Bestandteil oder im Gefolge der atheistischen Aufklärung

gesehen und gleichzeitig in erklärter Gegnerschaft zum Idealismus. Ich meine damit z.B. Lamettrie, Condillac, Helvetius, Holbach, Moleschott, Haeckel usw. Ich bemühe diese Tradition wegen der Gemeinsamkeit mit der Sozialphysik, was den Gedanken der „Einheit der Welt“ als materielles System angeht. Mir ist allerdings klar, daß die Sozialphysik strukturalistischer und formalistischer argumentiert und verfährt als die klassischen Materialisten. Dort ging es letztlich um die Reduktion von Bewußtsein auf Materie, hier geht es eher um strukturelle Analogien zwischen den beiden Bereichen, die *in den Formalismen* substantiell *identifizierbar* sind. Stewart z.B. beruft sich philosophisch auf Leibniz. Das ist sicher richtig, ich empfinde das aber nicht als Widerspruch zu meiner Einordnung.

Zitierte Literatur

- Bobek, H. (1950): Aufriß einer vergleichenden Sozialgeographie. Mitt. Geogr. Ges. Wien 91: 34-45.
 – (1959): Die Hauptstufen der Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung in geographischer Sicht. Die Erde, Jg. 90, 1959: 259-298.
 Carol, H. (1956): Zur Diskussion um Landschaft und Geographie. Geographica Helvetica 11: 111-132.
 Ruppert, K. und Schaffer, F. (1973): Sozialgeographische Aspekte urbanisierter Lebensformen. Veröff. d. Akad. f. Raumforschung und Landesplanung, Abhandlungen Bd. 68. Hannover.
 Schaffer, F. (1970): Zur Konzeption der Sozialgeographie. In: Bartels, D. (Hrsg.): 451-456.

Weitere Literatur, auf die hingewiesen wurde

- Bunge, W. (1966)(2): Theoretical geography. Lund Studies in Geography. Ser. C, No. 1, Lund.
 Bartels, D. (1968): Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen. Geographische Zeitschrift, Beihefte 19, Wiesbaden.
 – (Hrsg.) (1970): Wirtschafts- und Sozialgeographie. Köln/Berlin.
 Bobek, H. (1957): Gedanken über das logische System der Geographie. Mitt. Geogr. Ges. Wien 99: 122-145.
 Hardtke, W. (1970): Gedanken über die Bestimmung von Räumen gleichen sozialgeographischen Verhaltens. In: Bartels, D. (Hrsg.): 125-129.
 Lakatos, I. (1974): Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: Lakatos, I., Musgrave, A. (Hrsg.): Kritik und Erkenntnisfortschritt, Braunschweig: 89-189.
 Ruppert, K. und Schaffer, F. (1974): Zu G. Leng's Kritik der „Münchener“ Konzeption der Sozialgeographie. Geographische Zeitschrift 62: 114-118.
 Schaefer, F. K. (1970): Exzeptionalismus in der Geographie: Eine methodologische Untersuchung. In: Bartels, D. (Hrsg.): 50-65.
 Sieger, R. (1917): Zur politisch-geographischen Terminologie. Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin: 497-529.

Vogel, W. (1926): Zur Lehre von den Grenzen und Räumen. *Geographische Zeitschrift*, Jg. 32: 191-198.

Literatur

Eisel, U. (1980): Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft“ zur Gesellschaftswissenschaft. *Urbs et Regio*, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung, Bd. 17, Kassel.

Schultz, H.-D. (1980): Die deutschsprachige Geographie von 1800 bis 1970. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Methodologie. *Abh. d. Geogr. Inst. – Anthropogeographie*, Bd. 29, Berlin.